

Grenzen der Freiheit

Hunde unerwünscht, Waffen erlaubt: Die Schweizerin Zora del Buono fährt die Ostküste Kanadas und der USA entlang. Sie erweist sich als streitbare Beobachterin einer zerrissenen Gesellschaft **Von Stefan Fischer**

Gegen Ende die Zweifel: Ob das nicht alles ein großer Unfug ist, diese Reise die Ostküste der USA hinunter. Weil man dort eben doch nicht finde, was Amerika einem abverlangen und bieten könne – und alles Eigentliche im Westen liege. An der Ostküste sind sie angelandet, die neuen Siedler aus Europa. Sie ist die Gegend des Gestrigen. Die Zukunft Amerikas, das ist indessen seit jeher der Westen, dort habe das riesige Land sein freiheitliches Versprechen eingelöst.

Hat es das? Oder ist das nur allzu lange Zeit die große trügerische Hoffnung dieser Nation gewesen, dass die Menschen sich immer einreden konnten: Wenn sie ihr Glück noch nicht gemacht hatten, waren sie nur noch nicht weit genug im Westen gewesen.

Hundert Tage hat sich die Schweizerin Zora del Buono Zeit genommen, um aus dem Norden Kanadas bis hinunter nach Florida zu fahren, gemeinsam mit ihrem Hund Topolino, einem Italienischen Windspiel mit Tendenz zum Größenwahn. Ihr Ziel: An jener Grenze, die seit jeher die durchlässigste ist für Neuankömmlinge, die Geschichte und Gegenwart der Einwanderung zu ergründen. Und auf diese Weise einen möglichst präzisen Eindruck von der aktuellen kanadischen, vor allem aber US-amerikanischen Denkungsart zu gewinnen.

Die Zweifel der Autorin, ob sie auf dem richtigen Weg sei mit ihrem Unterfangen, sind nicht angebracht. Sie sind, da del Buono sie nicht kokett, sondern tatsächlich aufrichtig vorbringt, jedoch ein starkes Indiz für die Ernsthaftigkeit

und die Gründlichkeit, mit der sie die Dinge betrachtet und bedenkt. „Hundert Tage Amerika“ ist ein überaus kluges Reisebuch. Denn Zora del Buono gibt sich nicht zufrieden mit einfachen Antworten, ersten Eindrücken, der Bestätigung ihrer Vorurteile oder ihrer Haltung. In Virginia schildert sie die Begegnung mit einem Ehepaar, das die aktuelle Tea-Party-Bewegung als ihre letzte Hoffnung bezeichnet. Der Mann, Bob, findet die Kaffeekette Starbucks toll, weil die damit werbe, dass man ihre Geschäfte mit Revolvern betreten dürfe. Das Recht auf Selbstverteidigung ist Bob sehr wichtig, die wichtigste Freiheit. Del Buono hält dagegen: Für sie bestehe Freiheit darin, in einem Land zu leben, in dem man überhaupt keine Waffe brauche. Bis dahin haben die beiden schon über soziale Sicherheit und über staatliche Überwachung gestritten. Und am Ende ist es just das, was Bob so gefällt: Mit jemandem zu reden, der ganz anders denke. Das wäre sonst nämlich vollkommen unmöglich in Amerika, sagt er.

Eine der wesentlichen Erkenntnisse dieser Reise ist: Die Freiheiten sind in den USA nach wie vor so groß wie wahrscheinlich in keinem anderen Land der Welt. Und doch kann man sich beinahe in jedem Augenblick komplett unfrei fühlen. Was zum Beispiel bedeutet Meinungsfreiheit, wenn der Wille zum Kompromiss nicht mehr existiert?

In vielen Städten hat Zora del Buono Schwierigkeiten, Hotels oder Motels zu finden und Restaurants, in die sie mit ihrem Hund darf. In einem Fall ist das Hunde- zugleich das Raucherzimmer;

der Aussätzigenbereich gewissermaßen. Eine Nebensache, einerseits. Aber eben auch ein Zeichen dafür, dass unterschiedliche Interessen in den USA immer schwieriger in eine Balance zu bringen sind. Es ist völlig normal, dass Hunde nicht in jedem Hotel oder Restaurant willkommen sind. Aber in keinem? Die Hygienevorschriften, auf die das zurückgeht, gründen nicht auf vernünftiger Abwägung, sondern auf Hysterie. Nicht einmal in Woodstock, Inbegriff alternativer Lebenskultur, findet die Autorin ein Hotel, das den Hund akzeptiert. „Die Zeiten haben sich geändert“, sagt eine Einwohnerin und freut sich darüber.

Der eigene Weg als der einzig richtige – das kann nicht sein, sagt die Soldatin

Zu jedem Eindruck existiert ein gegensätzlicher. Es mangelt diesem Land nicht an Hysterie und Paranoia. Und doch hat del Buono auch sehr viele entspannte, herzliche, vertrauensvolle Begegnungen mit Fremden. Bei der Einreise von Kanada in die USA ist die Autorin einer unverschämten Arroganz der Grenzbeamten ausgeliefert; und gleich die erste Stadt, in der sie Station macht, ist der Militärstützpunkt Bangor. Del Buono ist die neuerliche Demonstration amerikanischer Macht unbehaglich. Am nächsten Morgen aber kommt sie ins Gespräch mit einer Soldatin, älter als 50 Jahre, ihr ganzes Berufsleben bei der Armee, unter anderem war sie in Afghanistan. Sie könne nicht ertragen, sagt diese Frau, dass die

Amerikaner glaubten, der eigene Weg sei der einzig richtige.

Immer und immer wieder führt Zora del Buono ihren Lesern vor Augen, dass die Dinge komplizierter sind, als sie oberflächlich betrachtet zu sein scheinen. Es gibt eben durchaus Militärs, die kritisch hinterfragen, was ihnen befohlen wird; die Soldatin in Bangor ist sicherlich kein Einzelfall. Und es gibt stramme Republikaner, denen sehr wohl bewusst ist, dass ihr Land wirtschaftlich zusammenbrechen würde, schmissee man, wie nicht selten gefordert, alle Illegalen hinaus.

Was del Buono schätzt, ist die mannigfaltige Mobilität. Ganz schlicht das Fahren durch die USA – nichts sei schöner, als Teil dieser kollektiven Bewegung zu sein. Wer darin eine Heimat fände, „ist angekommen in Amerika“. Auch bewundert sie den Mut, woanders neu anzufangen, der viel ausgeprägter ist als in Europa. Kanada gegenüber ist Zora del Buono recht gleichgültig, an den USA liebt sie vieles und hasst manches. Das eine wie das andere kann sie knapp und kenntnisreich begründen, ohne ihre Person in den Vordergrund zu schieben. Und dass man „Hundert Tage Amerika“ auch einfach nur als Ratgeber benutzen kann für lohnenswerte Touren, um Schönheit und Charakter einzelner Kulturlandschaften zu begreifen, ist eine weitere Qualität.

Zora del Buono

Hundert Tage Amerika

Begegnungen zwischen Neufundland und Key West. Mare Verlag, Hamburg 2011. 256 Seiten, 19,90 Euro.